

zum Thema Spiel nach sich. Wer sich genauer informieren will, findet in Kaltenbrunners Buch eine umfangreiche Bibliographie. Er findet aber nicht nur dies; Kaltenbrunner hat verschiedene Beiträge gesammelt, die sich dem Thema Spiel aus unterschiedlichen Perspektiven nähern. Die Soziologie kommt zu Wort, die Völkerkunde, die Biologie, die Theaterwissenschaft, natürlich die Pädagogik, aber auch die Theologie. Was da gesagt wird, ist nicht immer ganz neu. Daß wir das Spiel in seiner freiwillig akzeptierten Regelmäßigkeit als nicht-entfremdetes Arbeiten deuten können, daß Modellspiele für das sogenannte ernsthafte Leben eine wichtige Funktion haben, daß spielerische Rituale im Alltagsleben oft zu finden sind, daß das zeitgenössische Theater an einer Spielkrise leidet: das alles ist auch schon an anderer Stelle von anderen gesagt worden. Und auch Huges Rahners Aufsatz über das „himmlische Tanzspiel“, über den deus ludens also, ist immerhin schon 1952 zum ersten Mal erschienen. Das Buch liest sich also einerseits wie eine Zwischenbilanz zur interdisziplinären Erforschung des homo ludens; eine fragmentarische Zwischenbilanz freilich, denn der Germanist vermißt gewiß einen Betrag über die Sprachspieltheorie, die seit Wittgenstein die Sprachwissenschaft so nachhaltig beeinflusst hat. Andererseits bietet das Buch — und darin sehe ich seinen eigentlichen Wert — dem Leser ohne umfassende Vorkenntnisse einen interessanten und vielseitigen Einstieg in die Thematik.

„Im Anfang war das Spiel“ — wenn Kaltenbrunner mit diesem programmatischen Titel sagen will, daß der Mensch Haltungen anstreben sollte, die Goethe einmal mit der Formel „Ernst ohne Trockenheit“ so treffend beschrieben hat, dann kann man gewiß zustimmen. Allerdings sollte man nicht ganz unerwähnt lassen, daß die Schickimicki-Mentalität des postmodernen Zeitgeistes aus allem und jedem eine Spielerei macht: Partnerschaft, Beruf, Kunst, Politik . . . Hauptsache, man unterhält sich. Lustig geht die Welt zugrunde! Wenn daher Ruth Rau in ihrem Beitrag die Sandkastenspiele und die Rituale des Liebesspiels in einem Zug mit den militärischen Plan„spielen“ der Supermächte abhandelt, dann wird mir plötzlich ganz ernst zumute. „Wir spielen immer“, heißt es bei Schnitzler. Furchtbar, wenn er recht behielte.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ KRANZ GISBERT, *Was ist christliche Dichtung? Thesen—Fakten—Daten.* (122). Pfeiffer, München 1987. Kart.

Gisbert Kranz selbst ist es, der sich in der Einleitung zu seinem Buch die Latte ziemlich hoch legt: „Was wir im folgenden entwerfen, ist eine Theorie der christlichen Dichtung.“ Der Verlag ist mit der hohen Selbsteinschätzung seines Autors einverstanden: Bisher habe es keine Kriterien der Unterscheidung zwischen christlicher und nicht-christlicher Dichtung gegeben; jetzt — im Jahre 1 nach Kranz — gibt es sie endlich.

Der Leser ist also gespannt, wie der Autor sein aufwendiges Vorhaben auf nicht einmal 100 Seiten realisiert hat. Erster Eindruck: Der Zugang zum Thema

ist überzeugend. Kranz begnügt sich nicht mit werkimmanenten Beschreibungen, sondern bezieht mehrere Konstitutionsfaktoren der Literatur mit ein: den Autor, das Publikum, die poetischen Mittel, schließlich die „Sache“ selbst, das „Christliche“ also. Was aber ist das „Christliche“? Kranz ist sich dessen bewußt, daß unterschiedliche Menschen, auch innerhalb der christlichen Gemeinschaft, unterschiedliche Vorstellungen vom „Christlichen“ haben. Die Frage „Was ist christliche Dichtung?“ stößt daher auf ähnliche wissenschaftstheoretische Probleme wie die Frage „Was ist realistische Literatur?“ oder „Was ist Romantik?“ Exakte Definitionen grenzen ein und grenzen aus; bis zu einem gewissen Grad bleiben sie immer Sache der persönlichen Wertung, es sei denn, eine letzte Instanz bestimmte dogmatisch, was christliche Dichtung zu beinhalten und wie sie auszuweisen habe. Da sei aber Gott vor (den ich mir in kulturellen Fragen ziemlich liberal vorstelle). Die „Sache“ wird auch dann nicht leichter zu klären, wenn sich Kranz von ihr ab- und dem Autor zuwendet. Wer ist ein christlicher Autor? Wer sich selbst dafür hält? Wen die Literaturkritik dazu macht? Wer christliche Motive verwendet? Kranz kritisiert an Karl-Josef Kuschel, daß er den Begriff des christlichen Autors allzu weit fasse. Möglich. Aber wie eng faßt ihn Kranz? Er begnügt sich mit der Antwort, daß dies alles eben nicht so leicht ist, und daß man es sich aber auch nicht leicht machen soll. Kranz' Grabungen im Bereich der formalen und sprachlichen Mittel bringen auch wenig Förderliches zutage. Christliches kann sich subjektiv-metaphorisch, intellektuell-rhetorisch, dramatisch, lyrisch, episch oder anders äußern. Auch so führt also kein Weg nach Rom.

Wir haben somit das Schlußkapitel erreicht und stehen da, so klug als wie zuvor. Wieder einmal hat einer versucht, eine theoretische Systematik zu erarbeiten, wo geschlossene kategoriale Systeme nur zu nutzlosen und letztlich willkürlichen Abgrenzungen führen. Kranz hat ein Buch geschrieben, das zwar im Detail interessante Fakten, kluge Überlegungen und brauchbare Denkanstöße enthält. Die Latte war aber eindeutig zu hoch gelegt. Weder gesicherte Unterscheidungskriterien noch eine Theorie christliche Literatur sind das Ergebnis dieser Arbeit. Brauchbar scheint sie mir vor allem für den ambitionierten Laien, auch für den interessierten Theologen, der den Weg zur Literatursucht. Dem Literaturwissenschaftler, den Kranz auch als Adressaten nennt, bringt das Buch aber wenig Neues.

Gallneukirchen

Christian Schacherreiter

■ MUTH LUDWIG, *Lesen — ein Heilsweg.* Vom religiösen Sinn des Buches. Mit einer Einleitung von Eugen Biser. Herder, Freiburg—Basel—Wien 1987. Kart. DM 12,80.

Cur deus auctor? Gott hat die Schrift zum Medium der Offenbarung erwählt. Muth meint, dies sei kein bloßer Zufall, geschweige denn eine Notlösung, die aus dem begrenzten medientechnologischen Standard der Zeit erklärbar sei. Ob Gott — offenbarte er sich heute — den Evangelisten die Produktion von